

sind. Die Autorin ist als Referentin für sexuelle Bildung tätig und möchte sich dem Problemfeld „Sexualität und Behinderung“ dadurch annähern, dass sie zunächst die Normalitätsvorstellungen benennt und anschließend Wege aufzeigt, wie eine „gleichberechtigte Vielfalt“ (9) bzw. „geschlechtlich-sexuelle Vielfalt“ (13) entstehen kann.

Dieser guten Heranführung an die Thematik folgt leider keine klare Analyse. Die eigene Forschungsmethodik wird erst auf S. 62 erläutert – die Seiten dazwischen dienen einer unstrukturierten Recherche, wie sich Normalität im Kontext von Behinderung und Sexualität manifestiert. Als Schlüsselbegriff dient der Autorin die „Differenz“ (15), die zwar immer mal wieder verschoben werden kann, aber als Unterscheidungsbegriff erhalten bleibt. Maria Kühn verlässt sich ausschließlich auf Sekundärliteratur. Eigene Untersuchungen, z.B. Gespräche mit Betroffenen, hat sie nicht angestellt. Wie sich „Normalität“ und „Abweichung“ tatsächlich manifestieren, hat sie nicht untersucht.

Kühn stützt sich allein auf theoretische Literatur, die teilweise aus Deutschland, aber auch aus anderen Staaten stammt, ohne dass sie die jeweilige Situation in den unterschiedlichen Ländern, die Entwicklung der jeweiligen Diskursstränge oder die wechselseitigen Einflüsse reflektiert. Außerdem jagt die Autorin künftigen Forschern noch unnötig ein schlechtes Gewissen ein: „Kritisch anmerken möchte ich, dass ich selbst aktuell nicht behindert werde und mir dementsprechend die Selbstbezeichnung behinderter Menschen aus einer Position heraus aneigne und verwende, in der ich vermeintlich Wissen produziere über behinderte Menschen“ (11). So als ob schwule Geschichte nur von schwulen Männern und die Geschichte des Nationalsozialismus nur von Nationalsozialisten geschrieben werden dürfte.

Kühn beklagt das „behindert werden“ durch soziale, gesellschaftliche und juristische Prozesse (50f), aber sie setzt dem auch im zweiten Teil ihrer Studie nichts Eigenes entgegen. Stattdessen beschränkt sie ihre in der Einleitung angekündigte Analyse, deren „Ansätze“ eine „gleichberechtigte Vielfalt“ ermöglichen (9), auf zwei Studien: „Sexualpädagogik und Menschen mit Behinderung“ von Tobias Dirks (2012) und „Sexualität und Behinderung“ von Ralf Specht (2013).¹ Diese werden auf S. 65–103 einer theoriegeleiteten Textanalyse nach Philipp Mayring unterzogen.²

Dieser Teil des Buches hebt sich positiv von der übrigen Studie ab, denn Kühn folgt den methodischen Vorgaben

¹ Dirks, T., 2012. Sexualität und Menschen mit Behinderung. In: Schmidt, R.-B., Sielert, U. (Hg.), Sexualpädagogik in beruflichen Handlungsfeldern. Bildungsverlag EINS, Köln, 156–184. Specht, R., 2013. Sexualität und Behinderung. In: Schmidt, R.-B., Sielert, U. (Hg.), Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Beltz Juventa, Weinheim, 288–300.

² Mayring, P., 2010. Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Beltz, Weinheim.

genau und erläutert so, wie tatsächlich eine „geschlechtlich-sexuelle Vielfalt“ aussehen kann. Leider jedoch werden die vielfältigen Rezeptionen und Rezensionen der Werke Spechts und Dirks nicht berücksichtigt. Auch wird nicht erklärt, warum sich Kühn allein auf die Arbeiten von Autoren stützt, die einer Schulrichtung (von mehreren) in der Sexualpädagogik angehören. Der im ersten Teil des Buches breit und kritisch herausgearbeitete Differenzbegriff wird auf S. 96 etwas zu knapp als falsch und problematisch benannt.

Am Ende des Buches schließlich erfolgt keine kritische Gesamtschau, sondern ein utopischer Blick in die Zukunft, der mit vieldeutigen Begriffen gespickt ist, die allerdings nicht erklärt werden. Was soll eine „wertschätzende Vielfalt“ (102) sein? Welche „Werte“ können eine wie auch immer aussehende „Vielfalt“ garantieren? Was ist eigentlich „sexuelle Bildung“ und wer kann sie vermitteln? Hier zeigt sich, dass Kühn sich nie die Frage gestellt hat, auf welchem Fundament sie selbst eigentlich arbeitet. Das macht ihre Studie beliebig einsetzbar in jedem erdenklichen politischen oder gesellschaftlichen System.

Florian G. Mildenerger (Stuttgart)



Wollmer, Katja, *Die wollen doch nur spielen! Einblicke in die Subkultur des Petplay*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2020, 137 S., kt., 16,90 €

Die Sozialarbeiterin sowie Sexual- und Medienpädagogin Katja Wollmer befasst sich in ihrem Buch mit dem Thema „Petplay“, eben jener Spielart, die sich aus sexualwissenschaftlicher Perspektive dem BDSM-Spektrum zuordnen lässt (vgl. 13), und im Rahmen derer erwachsene Menschen ihre Fantasie, „als Tier behandelt [zu] werden [...] oder [...] eine andere Person als Tier zu umsorgen“ (11)

in spielerischer Art und Weise ausleben. Auf Grundlage theoretischer Überlegungen und unter Einbezug von Expert_innen-Interviews nähert sich Wollmer dem Phänomen. Dabei hält das Buch keinen Anspruch auf eine Deutungshoheit oder umfassende Verortung und Erklärung des Phänomens bereit, vielmehr begreift Wollmer ihre vornehmlich explorativ-deskriptive Arbeit als „Anregung weiterer wissenschaftlicher Arbeiten, aber durchaus auch zur Motivierung Interessierter, Petplay vielseitig und vertiefend zu erkunden“ (12).

Einleitend bemüht sich die Autorin um eine Bestimmung und Präzisierung des Begriffs und betrachtet in diesem Sinne schlaglichtartig das historische Mensch-Tier-Verhältnis. In kurzen Abschnitten skizziert Wollmer einen geschichtlichen Abriss der „Mischwesen“ (17) – halb Tier, halb Mensch – die einen festen Bestandteil der ägyptischen Mythologie oder auch des „(Neo-)Schamanismus und anderer Naturreligionen“ (20) darstellen. Mit dieser Betrachtung eröffnet sie die Perspektive, dass der Mensch stets eine Vermischung mit dem Tier phantasierte, bzw. dass Glaubenssätze seit jeher vorherrschen, dass „in jedem Individuum ein animalischer Teil existiert“ (20). Fortführend beschreibt die Autorin die Beziehung zwischen Menschen und ihren Haustieren und illustriert nebst der Tradition der Haustierhaltung und der emotionalen Bindungen, welche Besitzer_innen regelhaft eingehen, die Dominanzstruktur, die sich in der Beziehung zwischen dem Tier und Halter/Hälterin bzw. Besitzer_in ausdrückt (vgl. 29f), und die – zumindest auf einer sprachlichen Ebene – in die Nähe spezifischer Elemente der BDSM-Subkultur und der BDSM-Sexualität in actu gerückt werden kann (vgl. 30).

Im Kapitel „Sexualität zwischen Mensch und Tier“ (30ff) wirft Wollmer folglich den Blick auf das Phänomen, dass „die von Menschen definierte Artengrenze schon immer sexuell überschritten wurde“ (30). Auch im Petplay bestehe diese Möglichkeit, gleichsam sei es durch die Verkleidung der Sexualpartner_innen lediglich eine Fiktion. Wollmer beleuchtet die Paraphilien Sodomie, Zoophilie (als Neigung) und Bestialität (als strafrechtliche Handlung): Sie differenziert, anhand spezifischer (Handlungs-)Merkmale, Gruppen, die zum einen die sexuelle Beziehung zum Tier mit Hilfe sexuell erregender Gedanken in der Phantasie ausleben oder das Tier als Sexualobjekt missbrauchen und Gruppen, die das Tier „als eigenes Wesen mit Gefühlen und eigener Sexualität“ (36) in den Fokus ihres sexuellen Begehrens rücken und verweist somit auf die Vielzahl von Begehrens- und Befriedigungsmodalitäten zwischen dem Menschen und dem Tier.

Weiter betrachtet Wollmer die mediale Repräsentation des Petplay anhand ausgewählter Fernsehbeiträge, die sie kurz vorstellt, kritisch würdigt und bewertet (z.B. als „besonders gelungen“, 46). Bereits die zitierten Fernsehbeiträge betonen, dass „Sex zwar eine Rolle spielen könne,

aber nicht notwendig sei“ (50) und der Fokus der Beiträge auf einem „asexuellen Spiel“ (ebd.) liege; ein Befund, den Wollmer auch in Bezug auf die Expert_innen-Interviews herausarbeitet. Wollmer reiht sich mit ihrer Arbeit somit in das Narrativ der gängigen medialen Darstellung ein, indem sie den Spielcharakter hervorhebt, und diesem, in Abgrenzung zum Sexuellen, eine wichtige Bedeutung beimisst. Es ist auch das (kindliche) Spiel, das bereits in den das Buch eröffnenden Worten (vgl. 9) herangezogen wird.

Das dritte Kapitel des Buches – überschrieben mit „Der spielende Mensch“ (53ff) – greift den zuvor bereits etablierten Fokus des Spiels auf und widmet sich diesem aus entwicklungspsychologischer Perspektive, beginnend mit dem kindlichen Spiel hin zu den erwachsenen Rollenspielen, die auch einen erotischen Charakter annehmen können (vgl. 63). Das Spiel wird hier in seiner Scharnierfunktion zu Praktiken der BDSM-Subkultur vorgestellt und somit in einen losen Zusammenhang mit dem Sexuellen gestellt. Wollmer vergleicht hier Petplay mit BDSM-Spielarten und zeichnet die Parallele, die sich in Absprachen, wie den gewünschten Rollen und den damit einhergehenden Hierarchieverhältnissen während des Spiels zeigen (vgl. 64f). In einer weiterführenden spezifischen Differenzierung werden unterschiedliche Spielarten von Petplay skizziert wie z.B. „Rollenspiel-Ponys, SM-Pony, Fetisch-Ponys und Fury-Ponys“ (ebd.).

Im vierten und fünften Kapitel gewährt Wollmer einen Einblick in die Subkultur des Petplay anhand von vier eigens für die Arbeit durchgeführten Expert_innen-Interviews. Wollmer skizziert den Werdegang und SzeneEinstieg der Protagonist_innen und beleuchtet die subkulturellen Strukturen. Auch die zuvor aufgeworfene Frage, inwiefern Petplay sich unter dem Begriff BDSM verorten lässt, findet hier ihren Wiederhall und wird seitens der Expert_innen kritisch diskutiert. Verhaltenskodizes, die Bedeutung des Equipments und das stete Bemühen einer möglichst realistischen Darstellung und Verkörperung des Tieres (vgl. 98) werden durch die O-Töne der Expert_innen plastisch dargestellt. Interessanterweise benennen drei der Expert_innen das Spiel als „asexuell“ (108) – ein Befund, der sich wie ein roter Faden durch das Buch von Wollmer zieht. In der sich anschließenden Diskussion (Kapitel 6) fasst Wollmer die Ergebnisse der Interviews zusammen und setzt diese ins Verhältnis zu ihren theoretischen Überlegungen. Petplay wird primär „als ein Spiel, vergleichbar mit einem Rollenspiel“ (121) verstanden, mit dem Wunsch, Attribute „echter Tiere“ für sich zu beanspruchen (120); das Spiel fokussiere sich um den „Ausdruck ihrer emotional-psychischen Persönlichkeit“ (126).

Obleich die Sexualität in Wollmers Buch immer wieder erwähnt wird – meist jedoch in der Negation oder in der Betonung des asexuellen Charakters – greift die Autorin die Sexualität bzw. das Sexuelle des Petplay nur bedingt

auf. Wollmer fragt zwar „[i]nwiefern Petplay als Vorspiel genutzt wird und deshalb trotz asexueller Handlungen als sexuelle Handlungen verstanden werden kann“ (109), betont aber zugleich, dass die Beantwortung der Frage „weiterer, vertiefender Forschung“ (ebd.) bedürfe. Dies ist gewiss zutreffend, hypothetische Gedankensplitter hierzu fehlen an dieser Stelle allerdings. Es scheint auch, dass Wollmer einen ein- und somit auch ausgrenzenden Begriff der Sexualität im Sinn hat. Dies irritiert, da sie – wenn auch nur verkürzt – in ihren theoretischen Überlegungen auf die psychosexuelle Entwicklung des Kindes und somit auf den Freud'schen Sexualitätsbegriff Bezug nimmt (vgl. 54f). Es verwundert zudem, dass sie z.B. die offensichtliche Schau- und Zeigelust – sie spricht vom „optischen Reiz“ (109) – nicht in Beziehung zur zuvor aufgerufenen psychoanalytischen Theorie setzt. Indem sie sich bereits einleitend in einer Fußnote dafür entscheidet, „keine (feste) Definition von Sexualität [zu] verwen[n]de“ (11), zeitgleich aber die Pole von Sexualität und Asexualität bemüht, um Petplay definitorisch zu umkreisen, sind die Ausführungen und Überlegungen mitunter unscharf. Hier verbleibt die Autorin nah an den Äußerungen der Expert_innen, welche Petplay als asexuelles Spiel begreifen.

Dem Anspruch „einen Blick auf Petplay zu ermöglichen“ wird der schmale Band gerecht. Es bleibt zu hoffen, dass sich weitere Forschungsarbeiten anschließen werden, um diesen zu erweitern und an bestimmten Stellen zu schärfen und nebst der vornehmlich deskriptiven Ebene weitere Überlegungen auch zum intrapsychischen und interpersonellen Geschehen zu entwickeln.

Maximilian Römer (Berlin)

Goldblat, Karl Iro, *Als ich von Otto Muehl geheilt werden wollte*, Ritter Verlag, Klagenfurt 2018, 204 S., geb., 18,90 €

Mühleisen, Wencke, *Du lebst ja auch für deine Überzeugung. Mein Vater, Otto Muehl und die Verwandtschaft extremer Ideologien*. Aus dem Norwegischen von Sylvia Kall und Ina Kronenberger, Paul Zsolnay-Verlag, Wien 2020, 285 S., geb., 23 €

Was für die deutsche Erinnerungskultur die „Kommune 1“ war und ist, stellt für die österreichischen Intellektuellen die „Muehl-Kommune“ dar. Beide starteten als antiautoritäre Experimente mit viel Aktionskunst und endeten in einem autoritären Albtraum. Während aber die „Kommune 1“ am Beginn der Revolten der 1960er Jahre steht, repräsentiert das österreichische Projekt das endgültige Ende der Träume von Aufbruch und Emanzipation in den 1980er Jahren. Die „Kommune 1“ war als Projekt mehrerer Protagonis-

ten gestartet, während die nach ihrem Gründer benannte „Muehl-Kommune“ vom Anfang bis zum Ende von einer Person dominiert wurde: Otto Muehl (1925–2013).

Der Aktionskünstler und analytische Lientherapeut Muehl begründete 1970 die „Aktionsanalytische Organisation“ (AAO), deren Ziel darin bestand, durch eine Mischung von Erniedrigung und Ekelerzeugung jegliche Form von Tabuvorstellungen der Anhänger aufzuheben, um so in der Gruppe eine persönliche und sexuelle Emanzipation zu erleben. Muehls Anhänger waren junge Leute, die aus der Selbstverliebtheit und Selbstvergessenheit der österreichischen Nachkriegsgesellschaft ausbrechen wollten, und insbesondere die NS-Vergangenheit hinterfragten. Gleichwohl behielt sich Muehl das Recht vor, in Beziehungskonstrukte der Mitglieder einzubrechen und mit Minderjährigen sexuelle Kontakte zu unterhalten.

Die Muehl-Kommune experimentierte erst in Wien in der Praterstraße 32 und ab 1974 auf dem ehemaligen Krongut Friedrichshof im Burgenland sowie nach 1986 auf La Gomera mit analytischen Therapien im Stile Wilhelm Reichs, Gemeinschaftsbesitz und Pädagogik, ehe junge Frauen, die der sexuellen Übergriffe überdrüssig wurden, die österreichische Staatsanwaltschaft einschalteten. 1991 wurde der Kommunediktator zu 7 Jahren Haft verurteilt. Anschließend lebte er bis zu seinem Tod auf La Gomera.

Immer wieder erschienen Aussteigerberichte, wobei die Autoren über Jahrzehnte seitens des mit Muehl sympathisierenden österreichischen alternativen Milieus scharf attackiert wurden (Altenberg, 1998/2001; Levy, 2001; Samson, 2003; Schlothauer, 1992; Stoeckl, 1994; Fleck, 2003). Die Veteranen der Kommune wachen bis heute über das Archiv, dessen Unterlagen nur dann eingesehen werden dürfen, wenn alle noch lebenden, darin erwähnten Personen zustimmen. Zugleich beklagen die Anhänger Muehls bis heute wortreich die angeblich „einseitige“ Beurteilung von Leben und Werk Otto Muehls. Es sind immer die Anderen schuld. Sich selbst sieht man gerne als Opfer.

Dies kommt auch in den beiden Büchern gelegentlich ungeschwellig zum Ausdruck. Sowohl Karl Iro Goldblat als auch Wencke Mühleisen begreifen sich als emanzipierte und selbstbewusste Aufklärer gegenüber einer als reaktionär bis nazistisch empfundenen österreichischen Nachkriegsgesellschaft – doch wenn sie sich selbst in der Rückschau und den auf diese Reise mitgenommenen Leser fragen, wann es notwendig gewesen wäre, dem Diktator Otto Muehl entgegenzutreten und wieso dies unterblieben war, so verwandeln sich Goldblat und Mühleisen bisweilen – nicht immer – in hilflose, verführte und zur Untätigkeit verdamnte Opfer, womit sie (ungewollt?) das Narrativ der von ihnen bis heute verabscheuten österreichischen Nachkriegsgesellschaft bedienen.

Beide Autoren kamen ungefähr zur selben Zeit in Kontakt mit Muehl, erlebten parallel Einführungsrituale